



XVI.

Und wieder ist es Herbst geworden, klarer, sonnen-
durchglänzter Herbst; und wieder zieht der Hirsch hinter
seinem Rudel zu Thale. Am kahlen Gebüsch hängt die
rothe Vogelbeere, und der Krammetsvogel streift durch
die Schneusen; kein Zweifel, es ist Herbst. Auch in
der großen, deutschen Landeshauptstadt ist es Herbstzeit,
die Zeit, die aller Freuden Anfang. Denn hier ziehen
die Strich- und Zugvögel nicht wie im Gebirge davon
in die Fremde, sondern kehren aus Bädern und Sommer-
frischen heim zu der winterlichen Wonnezeit. Das erste
Ereigniß der „Saison“, die Erstlingsaufführung der
an den verschiedenen Theatern eingereichten Stücke ist
schon vorüber; denn es hat sich bereits für jeden Kunst-
tempel ein Zugstück gefunden, kurioser Weise sogar für
das von Sr. Excellenz dem Herrn Intendanten geleitete
ehrwürdige Balletinstitut.

Es ist also auch Zeit, daß die Ausstellung der
Akademie sich eröffne, um die Schätze zu zeigen, welche

der Lenz und Sommer im lieben Vaterlande gezeitigt haben. Die Eröffnung und ihre langathmigen Festreden haben wir glücklicherweise hinter uns, wir können also gleich auf den Kern der Sache kommen. Der Kern ist nicht schlecht und schält sich auch leicht aus der etwas überflüssig starken Hülle heraus, die ihn umgiebt.

Der Strom der Menge trägt uns auch hier wie in dem Industriepalaste zu Paris schnell zu den sehenswertheften Werken, hier zu einer Historie, da zu einem guten Genrebilde, dort zu einer tüchtigen Marine. Auch mancher alte Bekannte von dort taucht hier wieder vor uns auf, sowohl unter den Bildern als den Besuchern.

„Warum so nachdenklich, Doktor? Viel tüchtiges Schaffen hier, was?“

„Tüchtiges Schaffen, mein Gott ja, lieber Rittmeister! Aber aus wie viel Muß muß man die wenigen Perlen herauslesen! Unser Volk ist geistig verarmt!“

„Weil es sich selbst vergessen hat, kein Wunder!“

„Sehen Sie, Sie nehmen mir das Wort von den Lippen! Was nützt uns die äußere Mache, welche unsere Künstler dem Auslande ablernen, wenn sie an der deutschen Eigenart Schaden nehmen? Ja, wir haben uns selbst vergessen! Wenn ich bedenke, was die Deutschen einmal waren, und sehe, an welch' fadem Zeuge sie sich heute genügen lassen — es ist tieftraurig!“

„Poß Bomben, Doctortorchen, so müssen Sie nicht denken! Ich sehe die Welt und mein Land mit anderen Augen. Es zieht ein thatenfreudiger Geist durch dasselbe hin gleich dem Klange einer Schlachtdrommete oder dem Rufe eines Hiffhornes beim Aufbruche zur Jagd. Es ist das Vaterland, das ruft, und sie kommen, sie werden Alle kommen; verlassen Sie sich darauf! Sehen Sie auf diese Ausstellung! Sehen Sie dort und dort einen Bannerträger erstehen, das Reichspanier im Winde hoch, von den Bergen Tyrols bis zum Friesenlande, vom Rhein zur Saar und wieder zum Rheine! Verzagen Sie nicht, lieber Freund, es wird besser in der Welt, auch bei uns!“

„Verzage ich denn? Wer sagt Ihnen das? Wahrlich, ich müßte mein Volk nicht kennen, wenn ich verzagen wollte. Was war denn ehemals das deutsche Volk, die deutsche Kunst? Waren ihre Meister nicht so kräftig, so keusch, so innig und zart empfindend, als die irgend eines anderen Volkes, ja, kräftiger, inniger und zarter empfindend, als die meisten? Sie lebten nicht auf der Sonnenhöhe der Formvollendung, aber ihr Herz schlug so menschlich naiv, so ursprünglich treu und warm —“

„Nicht wahr? Und welcher einen Sinn für Charakteristik hatten die Kerls!“

„— daß wir heute von Rechtswegen das erste Kunstvolk auf Erden sein müßten! Und was sind wir

statt dessen? Wir haben in den Jahrhunderten der Schmach vergessen, was wir waren, haben das Fremde nachgeäfft, das sich in sich selbst weiter entwickeln konnte, während uns die Lebensader unterbunden war; wir haben die deutsche Seele, die alte Solidität daran gegeben, um dafür die pikante Mache des Auslandes einzutauschen."

"So ist's, lieber Freund. Es ist immer die alte Geschichte vom Bedientensinne des Deutschen. So wie er im Auslande sich seines ehrlichen Deutsch schämt, ehe er die fremde Sprache auch nur radbrechen kann, so wirft er auch in der Kunst seine eigene Tüchtigkeit fort, um den fremden Chic nachzuäffen."

"Den er schließlich doch nie erreichen wird, lieber Rittmeister."

"Natürlich nicht! Er steht ihm, wie einem alten Wifinger ein Cylinderhut. Daher denn auch die Ziellosigkeit unserer Künstler. Anstatt mit aller Willenskraft einem vorgesteckten Ideale nachzustreben, tappen sie umher und kommen aus dem Probiren nicht heraus. Anstatt sich zu fragen: 'wozu bin ich berufen', lassen sie sich von der Rücksicht auf die Veräußlichkeit ihrer Waare leiten. So wird denn die Waare barockes, albernes Zeug. Im Kunsthandel heißt das: geniale Caprice. Und ist dem Einen einmal ein Coup gelungen, so albern und an den Haaren herbeigezogen er auch

sein mag: sofort hat er einen ganzen Schwanz von Nachahmern hinter sich. „Ein Königreich für einen Einfall!“ möchte man ausrufen, wenn man die Herren ihr Gehirn zermartern sieht. Es fehlte nur noch, daß sie auf neue ‚Capricen‘ ein Reichspatent nähmen!“

„Wie sollte es aber auch anders sein, lieber Rittmeister! Dient doch die ganze Erziehung der modernen Künstler mit ihrem leidigen Schematismus nur dazu, die jungen Talente aufzuhalten und schließlich zu zerplittern. Da wird der Hochbegabte mit dem Talentlosen zusammengepfercht und ohne Rücksicht auf seine individuelle Begabung Jahrelang mit dürrn Studien gedrückt, die ihm alle Frische und Eigenart rauben und seinen Zwecken nicht im Mindesten dienen. Es wird bei uns kein größerer Unfug getrieben, als mit der Antike. Ohne zu bedenken, daß Praxiteles und seine Jünger am geschmeidigen Leben ihre Anschauungskraft bildeten, betrachtet man die leblosen Statuen als das beste Mittel zur Uebung in der Auffassung von Figuren. Natürlich kann das wunderlich steifleinene Bild, das sich unsere Akademiker von der Antike zurecht gemacht haben, den Tungen nicht genügen, die nach dem frischen Leben dürsten!“

„Aber liebster Doktor! Soll denn ein sittsamer moderner Professor mit seinen Schülern dem Dienste einer Phryne huldigen, wie Praxiteles?“

„Im Gegentheil! Es wäre oft besser, die Jungen erhitzen sich weniger an den Phrynen und studirten sie mehr. Man sollte eben thun, was die großen Meister des Mittelalters thaten, die ihre Schüler in die eigenen Werkstätten zogen und sie dort von vornherein auf die wichtigsten Erfordernisse der Kunst hinviesen. Da sah der Schüler seinen Meister skizziren, komponiren und seine Farben- und Gruppeneintheilung treffen und wurde so vom ersten Tage an in eine feste Tradition eingeführt. Er half sodann seinem Meister bei der Arbeit, lauschte ihm die technischen Handgriffe ab und machte sich, ohne an seiner Eigenart Schaden zu nehmen, des Meisters Erfahrungen, insbesondere auch betreffs des Materiales und seiner Haltbarkeit, zu eigen; er fertigte für den Meister Studien an und lernte deren Bedeutung für das Werk und die Schwierigkeiten ihrer Uebertragung auf dasselbe würdigen; er lernte schließlich das innere Leben der Antike verstehen und ihre Schönheit als Maßstab der Wirklichkeit verwerthen. So gewann er spielend die Befähigung zu selbstständiger Arbeit. Der Lehrgang der Alten war eben ein zielbewußterer, als der moderne ist.“

„Da darf man es den Jungen freilich heute nicht verargen, wenn sie ermüden und sich schließlich der akademischen Erziehung ganz entziehen! Kein Wunder dann, daß sie ohne die feste Stütze des

Lehrers dem Experimentiren und schließlich der Zersplitterung verfallen!"

„So ist es. Indessen kommt noch Eins hinzu! Es fehlt unserer Zeit an einem Banner, um das die Kunst sich schaaren könnte. Das Mittelalter und die Reformationszeit hatten vor allen andern Bannern die Religion, die selbst einen Propheten der Weltfreude, wie Rubens, zu dem Höchsten begeistert hat; was aber ist unserer Zeit gemein?“

„Freilich heute ein überwundener Standpunkt! Denken Sie nur: Materialismus und Orthodogie, Ultramontane und Calvinisten, Irvingianer und Altlutheraner, Spiritisten und Seligmacher, Quäker und Mennoniten, Methodististen und Rationalisten u. s. w. u. s. w., netter Sammelplatz das für die Kunst, wie?“

„Und doch haben wir etwas, wie eine Religion, als gemeinsames Banner für die deutsche Kunst: die altgermanische Sagenwelt, gegen welche die bildende Kunst noch eine schwere Ehrengeld einzulösen hat. Oder glauben Sie nicht, daß das, was unsere Vorfahren begeistert hat, was z. B. in der Edda niedergelegt ist, im höchsten Grade befruchtend auf jeden deutschen Künstler wirken müsse, da ja doch jeder den inneren Zusammenhang dieser verlorenen Welt mit der Heimathnatur ahnt und fühlt?“

„Gewiß glaube ich das. Doch vergessen Sie nicht das noch gewaltigere Banner unserer Geschichte! Muß die nicht Jedem gleich mächtig begeistern, der deutsches Blut in seinen Adern fühlt? Könnte ich nur den Künstlern einflößen, was mich beim Durchblättern dieser Geschichte durchzuckt hat, was man gefühlt hat auf der einsamen Feldwache gegen die Franc tireurs und beim Fanfaro zum heißen Todesritte! Weiß Gott, es ist an der Zeit, daß unser Volk sich auf sich selbst und seine Aufgabe besinnt!“

„Begriffen es die Künstler nur Alle, wie Sie, lieber Freund, so würden sie Meisterwerke schaffen, gleichviel ob idealen oder realistischen Inhaltes, und das spätere Geschlecht würde kaum noch verstehen, wie unser Zeitalter an so viel nichtigem Tand seine deutsche Kraft verschwenden konnte. Aus den großen politischen und socialen Kämpfen unseres Volkes würde ihnen eine Fülle kräftig individuellen Lebens erblühen; der Genremaler würde alle Hände voll zu thun haben, um den immer mächtiger und reicher anschwellenden Stoff zu bewältigen, der Landschaftler würde aus dem ewig offenen Buche der Heimatherde die herrlichsten Offenbarungen schöpfen, und der Historienmaler würde aus der Geschichte seines Volkes heraus Gebilde ertehen lassen, welche in monumentaler Flammensprache die zündende Lehre predigen würden vom Anschlusse an's

Vaterland, an's theure! Ja, dächten Alle nur wie Sie, lieber Rittmeister, der Tag des Lichtes würde auch uns bald erscheinen!"

"Denkt denn nicht die Mehrzahl, wie ich? Blicken Sie doch um sich; die Söhne fühlen anders, als ihre Väter. Ist's ein Wunder? Sie, die auf den Ehrenfeldern des Vaterlandes geblutet haben oder doch, wenn es ihnen nicht vergönnt war, mitzuziehen in den gewaltigen Kampf, ihre Herzen von dem Freiheitsrausche der großen Zeit durchzittern ließen, sie sind es, auf welche auch in diesem Kampfe das Vaterland seine Hoffnung baut. Und glauben Sie mir, mein zager Federheld, es hofft nicht vergebens! Kommen Sie, lassen Sie uns unsern Rundgang fortsetzen! Sehen Sie dort, wie sie das ferntüchtige Volk bei der heißen Arbeit auffuchen im Walzwerk und am Ambos, wie sie sich zur Tafel setzen mit Preußens großen Königen, wie sie sich anschicken, das Rheingold der deutschen Sage zu heben, wie sie dort in todesmuthigen Heldengestalten der Vorzeit des Vaterlandes einstige Größe heraufbeschwören! Es sprießt und grünt auf dem blutgedüngten Felde und, verlassen Sie sich darauf, einmal muß es Frühling werden! — Was rede ich denn? Da halte ich Ihnen eine Kapuzinade, und dort haben Sie in einem einzigen Bilde Alles, was ich Ihnen sagte!"

"Ein vortreffliches, groß gedachtes Bild!"

„Von wem ist es?“

„Von dem älteren Ebersdorf. Das ist auch Einer, der in der akademischen Tretmühle schlimm gelitten hat; sie hat ihm die besten Jahre seiner Jugend geraubt. Er malte schließlich nur noch Landschaften. Der Stoff ist auch diesmal seiner Harzer Heimath entlehnt. Es ist ohne Zweifel die Perle und Krone der Ausstellung!“

„Ein gewaltiger Ernst in der Landschaft! Eine richtige Frühlings Schlacht. Wie das um die feuchtdunstigen Felsen wettet und durch die wilden Schluchten pfeift! Der richtige Hintergrund für den Frühlingskampf der Liebe!“

„Man war das an Ebersdorf's Landschaften gewohnt. Aber sehen Sie die Gewalt der Zeichnung in den Hünenleibern! Sehen Sie diesen Froh, der durch das Wettertosen hindurchbricht, um mit heißem Flammensfusse die schlafende Freya zu erwecken! Man meint, das Knospen und Sehnen zu fühlen, das dieser Göttermaid die Brünne sprengt und den Winterzauber bricht. In der That ein großes, ein echt deutsches Bild!“

„Hat nicht auch der jüngere Ebersdorf ein Bild ausgestellt?“

„Zwei sogar. Sie sind freilich danach. Dort jene schwarzgrüne Alexerei! Natürlich ein französischer Titel: ‚Rêverie‘ nennt er es. Und dort jene ‚Verstößene‘!“

„Pfui!“

„Sagen Sie zweimal ‚pfui‘! Das Bild ist nicht nur ein künstlerisches Schandwerk, sondern ein Bubenstreich. Die Dame war des Malers Braut!“

„Sehr bezeichnend!“

„Und das Bild wird angestaunt, wie ein Meisterwerk! Sie finden vor demselben stets die auserwählteste Gesellschaft. Patchouli und Hautgout, das ist unsere Zeit!“

„Daß man ihr die Schminke von den Wangen streichen könnte! Doch kommen Sie!“ — — —

„Eine himmlische Farbensymphonie, diese ‚Réverie‘, lieber Herr von Ebersdorf. Sie sollten mehr dergleichen malen!“

„Es ist nicht mein erstes derartiges Bild, gnädige Frau!“

„O, ich weiß! Ihre herrlichen beiden Bilder in Paris! Sagen Sie aufrichtig, behagt es Ihnen denn hier in Deutschland? Ich kann mir nicht denken, daß ein Künstler in diesem rauhen Klima leben kann!“

Hans, an welchen diese Worte der schönen Banquiersfrau gerichtet sind, scheint heute wenig Lust zu einer naheliegenden pikanten Bemerkung zu haben. Er ist zerstreut, und die Schmeicheleien, welche man ihm über seine Bilder sagt, lassen ihn kalt; denn er weiß nur zu gut, wie billig dieses Lob erkaufte ist.

Das Bild, dort drüben das Bild des Bruders, es will ihm nicht aus dem Sinne! Jahrelang hat er Rudolf gegenüber den Plan zu demselben verspottet, und nun es schließlich vollendet vor ihm steht, ist ihm doch, als sei damit eine fremde, gewaltige Welt seinem Auge erschlossen. Und diese Welt — er kennt sie nur zu wohl! — ist die Heimath, die auf ewig verlorene Heimath! Der Felsen, auf welchem die Freya ruht, er kennt ihn nur zu wohl; es ist dieselbe Klippe, welche er im Frühjahr daheim auf des Bruders Skizze sah, wie er sie so oft in der eigenwilligen, wunderwüchsigten Wirklichkeit gesehen.

„Er hat gesiegt, es ist kein Zweifel! Es wäre lächerlich, den Vergleich zu ziehen zwischen mir und ihm. Sein Heldenbild und meine ‚Réverie‘, es wäre zu lächerlich, den Sieg zu verkennen! Ach, ich wollte, ich wäre ihm gefolgt; vielleicht stünde es besser um mich! Und warum soll ich ihm nicht noch heute folgen können? Ich will zu ihm, ich gehe zu Grunde in diesem Taumelleben. Sie lieben mich ja doch schließlich daheim, sie werden mir verzeihen. — — Herr des Himmels, dort steht — bei Gott, es ist — — Vater!“ —

Der Oberförster zuckte mit keiner Wimper und verrieth mit keiner Miene, daß er den Sohn erkannt und den angstvollen Ruf gehört hatte. Er stand, Marie von Angern am Arm führend, schweigend vor

Ludolfs Bilde. Er war offenbar heute nicht zum ersten Male hier und schien auch nicht dieses Bildes wegen gekommen zu sein. Langsam führte er Marien weiter und kam auch zu der „Réverie“ und schließlich zu der „Verstopenen“.

Marie, welche ohne Zweifel auf das Kommen geartet war, blickte stolz und hochaufgerichtet auf das Bild, das in so schandhafter Entstellung ihre Züge trug. Kein Zucken ihres Gesichtes verrieth den zornigen Schmerz, der sie durchwühlte; sie war ganz das tapfere Mädchen, welches sie dem Oberförster zu sein versprochen hatte. Hans stockte das Blut, er war erdrückt von Scham und Reue, er wollte sie ansprechen; aber sein Fuß haftete am Boden. Marie ging mit dem Oberförster weiter, und Hans folgte ihnen in den anderen Saal. Er hätte vor Marien niederstürzen und sie um Verzeihung anflehen mögen; aber er faßte nicht den Muth dazu.

Gewaltig mußte er sich aufraffen, um auf sie zuzutreten und sie anzureden. Er stammelte etwas von Reue und Verblendung. Aber die Beiden gingen an ihm vorüber, als seien seine Worte in's weihenlose Nichts gesprochen, als sei die Stelle, wo er stand, leere Luft. Aus dem Gesichte des also Verachteten war jede Spur von Farbe gewichen, seine Augen schienen um Gnade und Erbarmen zu schreien; aber jene ließen

ihn stehen wie versteinert, verurtheilt, gerichtet, ein Bild der Schande.

Es war vielleicht doch für Marie der Ueberwindung zu viel. Sie zitterte und verlor ein Spizentuch. Der Husarenrittmeister, welcher ihr mit dem befreundeten Journalisten in der Thür des Nebensaales begegnete, hob das Tuch auf. Marie dankte ihm mit höflichem Neigen des Kopfes und verließ mit dem Oberförster den Saal.

Die beiden Herren blickten ihnen erstaunt nach und dann auf das Bild an der Wand und auf den Maler, der in die Fensternische getreten war, um seine Erregung zu verbergen.

Sie wußten beide genug!

